

Zeitschrift: Schweizer Revue : die Zeitschrift für Auslandschweizer
Herausgeber: Auslandschweizer-Organisation
Band: 13 (1986)
Heft: 1

Artikel: Deutschschweizer und Romands : Clichés und Realitäten
Autor: Egger, Michel / Tschopp, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-911226>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Clichés und Realitäten

«Rösti-Graben», «unterdrückte Westschweiz» – abgedroschene Schlagwörter, die eher den Beigeschmack zündender Slogans als objektiver Wertung haben. – Michel Egger von der Wochenzeitschrift «Construire» hat sich mit Peter Tschopp, dem Dekan der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät in Genf unterhalten, der als 20jähriger in die Westschweiz emigrierte.

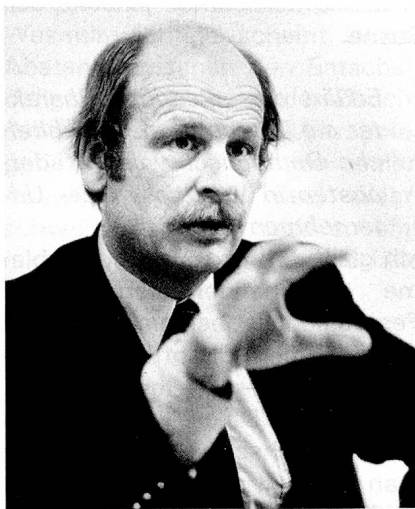
Man sagt, die Westschweiz werde vom deutschschweizerischen Imperialismus erdrückt...

Das ist übertrieben. Mir scheint, dass zwei Elemente das Gespräch über die Abhängigkeit in Gang gebracht haben. Einerseits das Schicksal der Westschweizer Industrie, die sich mehr und mehr an Deutschschweizer Partner anlehnen musste, andererseits das Organisationssystem der Schweizer Banken, das mit sich bringt, dass die Entscheidungen in Zürich und Basel gefällt werden. Man darf jedoch die wichtige, traditionelle Auswanderung der Deutschschweizer in die «Romandie» nicht vergessen. Die Integration geht übrigens sehr schnell vor sich. Folglich ist die erste Generation doppelsprachig, die zweite schon nicht mehr. Ich glaube, dass das Problem in Wirklichkeit anderswo liegt, vielleicht bei der genüsslichen Absonderung, die man in der «Romandie» pflegt. Viele in der Deutschschweiz lebende «Romands» fühlen sich im Exil, besonders in Zürich. Darum würde ich nicht von Herrschaft reden, sondern eher von Nicht-Kommunikation. Man ignoriert sich.

Sie anerkennen also, dass es einen Graben zwischen den zwei Gemeinschaften gibt?

Nein. Mit diesen Grabengeschichten muss man aufpassen. Wenn man auf die Problematik sensibilisiert ist, sieht man, dass sie nicht nur die Westschweizer, sondern

auch alle Deutschschweizer beschäftigt, die in bezug auf den Pol der Region Zürich an der Peripherie leben, zum Beispiel die Aargauer. Weiter behaupte ich, dass zum heutigen Zeitpunkt Genf die einzi-



Peter Tschopp (Photo: Erling Mandelmann)

ge Rivalin Zürichs ist. Genf leidet nicht an Zürich. Vielleicht politisch ein bisschen, angesichts der Vormachtstellung Zürichs auf der Ebene des politischen Lebens und der Lobbies. Genf hat seinen eigenen Weg gefunden, sich der Welt zu öffnen, eine Rolle als internationale Drehscheibe, die ihr erlaubt, Zürich den Rücken zu kehren. Je mehr sich die Kommunikationsmittel entwickeln, desto grösser scheint übrigens die Distanz zwischen Zürich und Genf zu werden. Man stösst hier nochmals auf das Bild der Absonderung, das ich dem des Grabens vorziehe. Wenn ein Genfer nach Zürich geht, geht er, weil er gehen

muss. Und er geht mit dem einzigen Gedanken dorthin, abends nach Hause zurückkehren zu können, und nur weil er – zu Unrecht übrigens – überzeugt ist, dass es abends nichts zu tun gibt in Zürich. Wenn er aber nach Paris geht, richtet er es immer so ein, auch die Nacht dort zu verbringen. Kurz: Das wirkliche Problem besteht eher in einer Polarisierung rund um gewisse Metropolen.

Wie deuten Sie die systematische Wiederaufwertung des «Schyzerdütsch» und den Durchbruch des Englischen?

Das Wiederaufleben des Dialekts gehört zum kulturellen Föderalismus, der in unserem Land so stark ist, ebenfalls zur Liebe für das Alte und zur regionalen Archäologie. Die Welle ist besonders in den Schulen und Medien spürbar. Das Englische macht die Sache auch nicht leichter. Auch wenn die Zweisprachigkeit möglich ist, übersteigt die Dreisprachigkeit die Anpassungsfähigkeit der Bevölkerung.

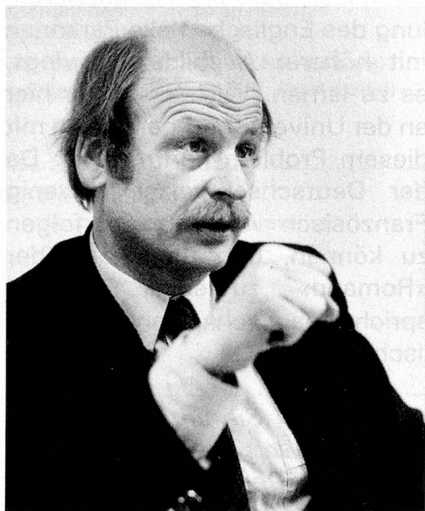
Es ist klar, dass die Vormachtstellung des Englischen alle Personen mit höherer Ausbildung zwingt, es zu lernen. Wir sind sogar hier an der Universität regelmässig mit diesem Problem konfrontiert: Da der Deutschschweizer zuwenig Französisch versteht, um folgen zu können, und umgekehrt der «Romand» zuwenig Deutsch, spricht man schlussendlich Englisch.

Erkennen Sie unterschiedliche Lebensweisen in der West- und der Deutschschweiz? Wie charakterisieren Sie sie?

Es ist recht schwierig, sie zu unterscheiden. Allgemein gesehen ist das politische, wirtschaftliche und soziale System in den Sprachregionen gleich. Der Unterschied liegt also eher in der kulturellen Umgebung, in der Art, wie man dem Alltag und der Arbeit begegnet. Die Westsch-

schweizer sind sicher individualistischer. Der soziale Zusammenhalt, der zweifellos genauso wichtig ist wie in der Deutschschweiz, drückt sich anders aus. Der «Romand» will nicht als einer gelten, der sich in eine Form zwingen lässt. Er beansprucht immer eine individuelle Behandlung für sich, die ab und zu übrigens mehr Schein als Wirklichkeit ist.

Auch wenn die Hierarchien wichtig sind, so werden sie doch in der Westschweiz nicht an die grosse Glocke gehängt. In Genf zum Beispiel wollte der Direktor einer grossen Bank sein Büro im zweiten Stock, und das seines Mitarbeiters direkt über ihm haben. Eine absolut legitime Entscheidung, wenn man die Struktur des Gebäudes kennt. Das hat nicht verhindert, dass er alle möglichen Anstrengungen auf sich nehmen musste, um von seinen Vorgesetzten in Zürich die Erlaubnis zu erhalten. Diese konnten nicht begreifen, dass ein Direktor sich unter den Füßen seiner rechten Hand befindet.



Dieser Individualismus trägt dazu bei, dass der Westschweizer weniger politisiert ist als der Deutschschweizer, und dass er sich nicht so leicht mobilisieren lässt.

Bemerkt man auch Unterschiede im Unternehmensgeist?

Ich würde sagen, dass die

Deutschschweizer in ihrem Vorgehen methodischer und systematischer sind. Sie sind stolz, wenn sie etwas gefunden haben, und kämpfen bis zum Ende. In westschweizerischen Unternehmen hingegen wimmelt es von Ideen, die jedoch selten zu Ende geführt werden. Es handelt sich hier nicht um Dilettantismus. Es ist ein bisschen so, als genüge es dem «Romand», sich der Qualität seiner Ideen sicher zu sein, als ob er sich schämen würde, daraus Nutzen zu ziehen. Das Vorgehen erscheint daher weniger planmässig, und das Marketing ist viel weniger sorgfältig und aggressiv als in den Unternehmen jenseits der Saane.

Erklärt dieser seriöse Charakter die Tatsache, dass zahlreiche Deutschschweizer Kaderposten in Westschweizer Unternehmen besetzen?

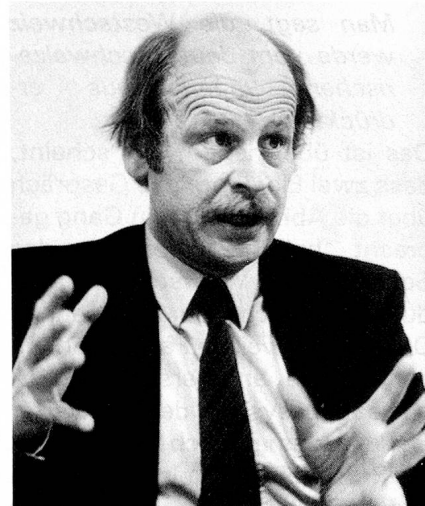
Ich glaube, man muss die Probleme auseinanderhalten. Diese Feststellung ist bei relativ grossen Unternehmen, die oft Filialen von Deutschschweizer Gesellschaften sind, richtig. Da die Verwaltung in der Deutschschweiz ist, schickt man von Zeit zu Zeit jemanden in die Westschweiz, der dort Karriere macht. Die Westschweizer brauchen jedoch die Deutschschweizer, was das Ausbildungsniveau betrifft, nicht zu beneiden. Andererseits haben sie eher die Tendenz, zu versuchen, auf eigenen Füßen zu stehen und sich selbständig zu machen.

Identifiziert sich der Westschweizer auf politischer Ebene weniger mit dem Staat als der Deutschschweizer?

Das ist richtig. Der «Romand» ist viel mehr Föderalist als Nationalist. In Genf zum Beispiel sind die patriotischen und folkloristischen Äusserungen sehr stark. Ich glaube, es ist der einzige Schweizer Kanton, der jedes Jahr den 1. Juli feiert, das Fest der Aufnahme

Genfs in den Bund der Eidgenossenschaft.

Die Gemeinde, das Quartier sind ebenfalls sehr wichtige Einheiten, die ein starkes Eigenleben haben. Das heisst, es ist normal, dass der Westschweizer gegenüber Kundgebungen auswärtiger Macht empfindlich ist, weil er sich mit Recht als Minderheit betrachtet. Er reagiert heftig, wenn man ihm



vorschreibt, nicht über 80 oder 120 km/h zu fahren, und den Sicherheitsgurt zu benutzen. Das hindert ihn übrigens nicht, in Wirklichkeit diese Normen zu respektieren. Ich stelle immer mit Erstaunen fest, dass die Zahl der Automobilisten, die zwischen Bern und Zürich schneller als 130 km/h fahren, deutlich höher ist als zwischen Lausanne und Genf.

West- und Deutschschweizer kehren sich mehr und mehr den Rücken. Was müsste man tun, um sie einander näher zu bringen?

Ich glaube, es ist im Kleinen und Praktischen, wo auf lange Zeit die besten Resultate erzielt werden können. Man hat jetzt eine ganze Reihe von Artikeln, Sammelbänden und Büchern gemacht. Man schreibt, man stellt fest, aber das ändert nichts und wird zuletzt jedermann ermüden. Ich denke, man müsste den Austausch von Schulklassen intensivieren. Dann

sollten Radio und Fernsehen Programme austauschen. Auch die Zeitungen ihrerseits sollten die Programme der andern Sprache nicht mehr auf vertrauliche Weise behandeln.

Glauben Sie, dass die Deutschschweiz die Minderheiten genügend respektiert?

Sicher existiert der Respekt gegenüber Minderheiten; darauf ist das ganze politische System der Eidgenossenschaft aufgebaut. Ich glaube jedoch, dass sich die Art und Weise, diesen Respekt zu zeigen, in die allgemeine gesellschaftliche Entwicklung einfügen muss. Ich habe den Eindruck, dass die Deutschschweiz manchmal, ohne es sich bewusst zu sein, Dummheiten begeht, es an Respekt gegenüber den Minderheiten fehlen lässt.

Ein typisches Beispiel ist die Streichung der finanziellen Bundeshilfe an den Genfer Flughafen Coin-

trin. Um so schlimmer, als es nicht nur um Genf, sondern um die ganze Westschweiz geht. Der mangelnde Takt erscheint ebenfalls in unübersetzbaren Ausdrücken wie «Ordnungspolitische Postulate», um die ideologischen Grundmauern unserer Gesellschaft zu definieren.

Wenn die Deutschschweizer Parlamentarier offensichtlich ihren Westschweizer Kollegen nicht zuhören, die am Rednerpult stehen, ist das auch Mangel an Respekt?

Das stört mich weniger, denn die Politik hat mehr mit Machtbeziehungen als mit Respekt zu tun. Was mir wichtiger scheint, ist der Abstand zwischen den Entscheidungen, die in Bern oder Zürich, der wirtschaftlichen Metropole, gefällt werden und ihren realen Auswirkungen in der Westschweiz. Der «Romand» scheint mir weniger schnell über Vorfälle

auf eidgenössischer Ebene informiert zu sein als der Deutschschweizer. Natürlich, am nächsten Tag findet er alle Nachrichten, die er will, in seiner Zeitung. Aber das genügt offenbar nicht, um wirklich ins Bewusstsein einzudringen; wenn ihm manchmal erst sechs Monate später die Tragweite einer Entscheidung bewusst wird, so kann seine Reaktion heftig sein: «Wie konnten sie nur wagen...?»

Warum diese Verzögerung?

Ich habe den Eindruck, der Westschweizer liest seine Zeitung anders als der Deutschschweizer. Der Romane zieht den Traum, die Betrachtung vor und filtrierte die Informationsflut mehr, während der Deutschschweizer methodischer und gewissenhafter ist. Er «studiert» die Zeitung, der «Romand» «überfliegt» sie, ausser wenn berufliche Gründe mehr Aufmerksamkeit verlangen. ●

Engagement

Das Merkmal einer ungewöhnlichen Bank



Eine gute Bank besteht aus guten Leuten. Begabten, engagierten, zielstrebigem Fachleuten, die ihren Sachverstand und ihre Erfahrung dem finanziellen Erfolg ihrer Kunden widmen.

SBG – die engagierte Bank.

Hauptsitz:
Schweizerische
Bankgesellschaft
Bahnhofstrasse 45
CH-8021 Zürich



Schweizerische
Bankgesellschaft